



Foto: Privat

Jungen der HJ und der Marine-HJ im Zeitlager (vermutlich bei Hannoversch Münden, späte 1930er-Jahre)

**„Diese Kriegsspiele, die es dann bei der Hitlerjugend gab, die waren zum Teil denn doch sehr grausam.“**

**Männlichkeit und Gewalterfahrung in Kindheiten bürgerlicher Jungen im Nationalsozialismus<sup>1</sup>**

Die Erforschung der Alltagserfahrungen von Kindern im Nationalsozialismus steht weitgehend aus.<sup>2</sup> Diesem Desiderat möchte ich mich in dieser Referenz für einen Pionier der Alltagsforschung zum Nationalsozialismus widmen. Gerhard Hoch, 1923 geboren, trat 1933 in das „Jungvolk“ der Hitlerjugend (HJ) in Alveslohe ein und war dort, wie er sagt, „mit großer Begeisterung“ und „später auch mit entschiedener Überzeugung“ Mitglied und schließlich auch HJ-Führer. Es habe ihm allerdings sein „Naturell“ als „ganz und gar unmilitärischer Typ“ in der HJ im Wege gestanden. So endete seine ‚Karriere‘ schon mit dem untersten Rang, dem eines „Jungenschaftsführers“.<sup>3</sup> Vielleicht werden dem Jubilar einige Erfahrungen, die ich im Folgenden schildern möchte, vertraut sein, vielleicht hat er aber auch ganz spezifisch eigene und eben andere gemacht.

Generelle Aussagen über „die Hitlerjugendgeneration“ oder „die Flakhelfergeneration“ treffen zu wollen, erscheint mir weder möglich noch sinnvoll.<sup>4</sup> Mir geht es viel mehr darum, einzelne Kindheiten an ihrem je eigenen Ort im Nationalsozialismus zu beschreiben. Deshalb ist für mich die Perspektive der Kinder als Akteurinnen und Akteure<sup>5</sup>, die in den meisten Studien zu Gunsten einer Sicht auf und durch die Institutionen wie Schule und Hitlerjugend bisher vernachlässigt wurde, von zentraler Bedeutung.<sup>6</sup> Eine Stärke der Arbeit mit Egodokumenten und Oral History liegt in der Möglichkeit ausführlicher Einzelfalldarstellungen unter Verwendung längerer Zitate, wie ich sie im Hauptteil dieses Textes in der Interpretation des Interviews mit Klaus Meyer vorstellen möchte.<sup>7</sup>

In Rahmen meiner Forschung konnte ich vierundzwanzig lebensgeschichtliche, auf die Kindheit fokussierte Interviews mit Männern der Geburtsjahrgänge 1923 bis 1928 führen.<sup>8</sup> Die von mir befragten Männer verbrachten ihre Kindheit in Elternhäusern des Bürgertums der Universitätsstadt Göttingen, des proletarischen Milieus in Hannoversch Münden sowie in zwei Dörfern Südniedersachsens. Ein Dorf liegt im katholischen Eichsfeld, eins im überwiegend protestantischen Solling, so dass hier auf konfessionell bedingte Besonderheiten der Kindheitserfahrungen geachtet

werden kann. Es ist anzumerken, dass die Interviewpartner nicht aus Gruppen stammen, die verfolgt wurden, wohl aber einzelne aus Elternhäusern, die dem Nationalsozialismus kritisch gegenüberstanden.<sup>9</sup>

Für meine mikrohistorische Studie erschien es mir sinnvoll, mich auf die zwölf sehr dichten und ausführlichen Interviews zu stützen, die ich mit Männern aus dem Göttinger Wirtschafts- und Bildungsbürgertum führen konnte.<sup>10</sup> In Verbindung mit weiteren Materialien soll so ein dichte Beschreibung von Kindheit und Familienbeziehungen vor allem in bildungsbürgerlichen Elternhäusern sowie der Stadt Göttingen im Nationalsozialismus aus der Perspektive der Kinder möglich werden.<sup>11</sup> Zentrale Fragen sind dabei die nach den Beziehungen oder auch Nichtbeziehungen der Kinder zu ihren Eltern, besonders der Jungen zu den Vätern, sowie der Jungen und Mädchen in Kindergruppen untereinander.<sup>12</sup> Wie war das Verhältnis zu den Eltern, hatten dort Emotionen und körperliche Nähe Platz, oder wurden die Kinder nur erzieherisch ‚verwahrt‘? Welches Männerbild vermittelten die bürgerlichen Väter ihren Söhnen, und was nahmen diese davon an?<sup>13</sup> Ebenso interessiert mich die Durchdringung des (Kinder-)Alltags durch die nationalsozialistische Politik, wobei ich ‚Alltag‘ und ‚Politik‘ nicht als Gegensatzpaar begreifen möchte, vielmehr ist für mich gerade das Alltägliche im höchsten Maße politisch.

Der Nationalsozialismus eröffnete nicht nur proletarischen oder auf dem Land lebenden Kindern, sondern auch den bürgerlichen Jungen Handlungsmöglichkeiten, setzte sie aber ebenso Zumutungen aus. Wie reagierten sie? Was eigneten sie sich an, wo wichen sie aus?<sup>14</sup> Wie konnten die Kinder der alten Eliten trotz der propagierten ‚Volksgemeinschaft‘ auf Grund ihrer spezifischen, in bürgerlichem Elternhaus und humanistischem Gymnasium erworbenen Fähigkeiten Führungspositionen in den nationalsozialistischen Institutionen erlangen und so an die Positionen ihrer Väter anknüpfen? Die interviewten Männer berichteten vom begeisterten Mitmachen, vom Abwarten und vom Sich-entziehen. Alles Handlungsmöglichkeiten und Aneignungsformen, die – in Anlehnung an Alf Lütcke – ihren je eigenen Sinn hatten.<sup>15</sup>

Weiter ist nach Geschlechterrollen und Körperwahrnehmung zu fragen. Wie fanden sich Jungen zurecht, die nicht dem propagierten Körperideal des Nationalsozialismus entsprachen, die nicht ‚zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl‘ sein wollten oder konnten. Wie nahmen körperlich Behinderte den Körperkult und die Zurichtung der Körper in der Hitlerjugend war? Wie war die Körperwahrnehmung derjenigen, die zwar dem Ideal weitgehend entsprachen, aber lieber ihre musischen Fähigkeiten einbringen wollten? Die Interviews geben dazu Auskunft. Die Jungen setzten ihre Körper, aber auch musische und rhetorische Fähigkeiten ein, um Anerkennung zu

finden, in Elternhaus, Schule, und besonders wichtig: beim anderen Geschlecht. Uniformen und Formationen waren für viele ein Ausdrucksmittel in der Inszenierung der Geschlechterbeziehungen. Einige, die von der physischen Gewalt und ihrer Einschreibung in die Körper<sup>16</sup> in der Hitlerjugend – präsent vor allem in Geländespielen und Mutproben – abgestoßen wurden, suchten sich Betätigungen im Kulturbereich der Jugendorganisation. Dies war in Göttingen mit seinem ausdifferenzierten Netz von HJ-Organisationen sicherlich leichter möglich als auf dem Land.<sup>17</sup> Der soldatische Mann, Idealbild aggressiver Männlichkeit im Nationalsozialismus, war nicht für alle Jungen Bezugspunkt ihrer Selbstwahrnehmung. Gleichwohl durchliefen sie alle die Institutionen der bürgerlichen, männlichen Sozialisation: über Hitlerjugend und Oberschule in die Kaserne und von dort an die Front. Hier ist nach den Brüchen und Umdeutungen zu fragen, die aus Jungen, die zum Teil weit entfernt vom Idealbild der ‚harten Männlichkeit‘ waren, doch potenzielle Täter im „Vernichtungskrieg“ machten.<sup>18</sup>

Mein Bestreben ist es, den zum Teil stark eindimensionalen Vorstellungen über die Geschlechterrollen von Jungen im Nationalsozialismus differenzierte Betrachtungen der Alltagserfahrungen in Familie, Gleichaltrigen-gruppe und politischen Organisationen entgegenzustellen. Nicht in exkulpatorischer Absicht, sondern um die Handlungsmöglichkeiten einer Generation von Heranwachsenden nach allen Seiten hin auszuleuchten.<sup>19</sup> Dies möchte ich am folgenden Einzelfall darstellen.

Klaus Meyer<sup>20</sup> wurde 1925 in Göttingen geboren. Sein Vater war promovierter Altphilologe, unterrichtete als Oberstudienrat Latein und Griechisch am Staatlichen Gymnasium und besaß die Prüfungsberechtigung für Alte Geschichte an der Universität. Er war aus dem ersten Weltkrieg als Leutnant schwer kriegsbeschädigt zurückgekehrt. Klaus Meyers Mutter stammte aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, sie war nicht berufstätig. Sie hatte im ersten Weltkrieg als Krankenschwester gearbeitet. Klaus Meyer beschreibt das Verhältnis zu seiner Mutter als ein sehr liebevolles, sein Vater sei dagegen eher distanziert gewesen. Sein Bruder ist zwei Jahre älter als er, sie spielten zusammen, stritten sich aber auch häufiger. Familie Meyer ist evangelisch-lutherisch.

Im Göttinger Bürgertum, das von den Universitätsangehörigen dominiert wurde<sup>21</sup>, nahm die Familie Meyer nach Beruf und Einkommen keine herausragende Stellung ein.<sup>22</sup> Es ging ihnen aber materiell auch nicht schlecht. Die Eltern unternahmen ausgedehnte Italienreisen ohne die Kinder, ein Auto konnte angeschafft werden. 1935 baute die Familie in einem gutbürgerlichen Viertel ein großes Einfamilienhaus. In dieser Zeit pflanzten sie in einem Gartenstück Obst und Gemüse zur Selbstversorgung an. Hier

mussten die beiden Jungen gelegentlich bei der Arbeit helfen. Im Haushalt gab es bis Kriegsbeginn ein Dienstmädchen.

Klaus Meyer wurde 1931 in eine Volksschule am Rande der Göttinger Altstadt eingeschult.<sup>23</sup> Hier begegneten ihm auch Kinder aus sozial schwachen Familien. Später auf dem altsprachlichen Staatlichen Gymnasium für Jungen war er je nach Fach unterschiedlich engagiert, zum Leidwesen seines Vaters interessierte er sich mehr für Naturwissenschaften als für alte Sprachen. Als er seinen Vater selbst als Lateinlehrer bekam, musste er jeden Nachmittag mit ihm die Vokabeln üben, die er morgens in der Schule nicht gewusst hatte. Um dem Abitur in Griechisch zu entgehen, meldete er sich mit siebzehn, wie alle aus seiner Klasse, freiwillig als Reserveoffiziersbewerber. Er erinnert sich spontan und mit Namen an seine jüdischen Mitschüler auf dem Gymnasium, auch ist ihm erinnerlich, dass er am 10. November 1938 die noch schwelenden Überreste der niedergebrannten Synagoge von Witzenhausen – einer Kleinstadt nahe Göttingen – gesehen hat. Sein Vater sei, so sagt er, kein NSDAP-Mitglied<sup>24</sup> gewesen, zu Hause seien im Januar sowohl der Tag der nationalsozialistischen Machtübernahme als auch Kaisers Geburtstag festlich begangen worden.

Klaus Meyer eignete sich in den Verhältnissen des Nationalsozialismus das an, was für ihn Freiräume schuf. In die Hitlerjugend trat er erst 1936 mit elf Jahren ein, als die Mitgliedschaft, so sagt er, moralische Verpflichtung wurde. Mittwochs und samstags musste er dort zum sogenannten „Dienst“ antreten. Später wich er dem „Dienst“, besonders den als brutal empfundenen Kriegsspielen, aus und ging in die elitäre Reiter-HJ, wo er auf dem Gelände der Göttinger Kavalleriekaserne von Offizieren Reitunterricht erhielt.

Durch die Ausübung von Funktionen, die seinen eigenen Interessen und Fähigkeiten entgegenkamen, konnte Klaus einen respektierten Platz in den Hierarchien einnehmen, ohne Führer zu werden. Obschon er, so räumt er ein, die HJ-Führer um ihre Uniformen mit der „Affenschaukel“, der den Rang bezeichnenden farbigen Kordel, beneidete. Seine musischen Interessen ermöglichten ihm später eine Leitungsfunktion im Orchester der Hitlerjugend.

„KM: Und das war die Dirigentenposition. Die ich dann übernommen habe dabei. Das fand ich sehr nett, und wir fanden das auch sehr schön. Wir spielten also richtig so leichte klassische Musik. [...] Mozart wäre schon ein bisschen zu schwierig gewesen für uns. Es waren also nur Streicher, also Geigen, Bratschen und Cello. Ich selbst spielte eigentlich nur Klavier, hatte also von den Streichern also nun nicht viel Ahnung. Das erregte denn aber nach nicht allzu langer Zeit Anstoß bei den Vorgesetzten. Die sagten: Was

spielen die da immer so klassische Musik? Nein, ihr sollt Volksmusik spielen und so was.

I: Ach ja.

KM: Nicht mit mir.

I: Nee. [lacht]

KM: [lacht] Da habe ich gesagt, wenn ihr das wollt, denn zieh ich mich zurück. Und die, die im Orchester waren, die haben sich auch denn sehr beschwert, es wäre so schrecklich, jetzt müssten sie Volkslieder spielen und all so was. Und es machte gar keinen Spaß mehr.<sup>25</sup>

Als die Tätigkeit im Orchester nicht mehr seinen Vorstellungen von Musik entsprach, wechselte er in die Funktion des Verwalters der Theaterkarten, die die Hitlerjugend an ihre Mitglieder verteilte. Es gelang ihm so, mit eigen-sinnigem Verhalten sich Handlungsräume stets neu zu schaffen. Dies erzählt er als die Erfolgsgeschichte einer Selbstbehauptung, wie etliche andere Interviewpartner aus dem bildungsbürgerlichen Milieu es auch tun. Allerdings eröffnete eben dieser Eigen-Sinn ihm die Möglichkeit ‚mitzumachen‘, und so letztlich seine Fähigkeiten im Sinne des Nationalsozialismus besonders gut einzubringen.

Das gesamte Interview durchzieht Klaus Meyers Abneigung gegen gewaltsame Auseinandersetzungen oder „Spiele“. Schon als kleiner Junge habe er sich vor boxenden Verbindungsstudenten in der Nachbarschaft geängstigt, eine Erfahrung, die ihm so wichtig ist, dass er sie als eine der ersten Aussagen im narrativen Teil des Interviews trifft.

„KM: Wir wohnten da schon am N.[...] Weg. [P] Ja, was fällt mir ein dabei? Ja. Vielleicht, dass ich eine damals etwas ängstliche Person war. Nebendran war ein Verbindungshaus. Von Studenten der Verbindung. Und die hatten so sportliche Tätigkeiten. Sie boxten zum Beispiel auch mit den andern, und das machten sie im Garten des Hauses, und ich konnte von dem Nebengrundstück aus da zugucken. Und das hat mir also sehr große Angst gemacht. Ich lief also rein zu meiner Mutter. Und sagte: die Boxer onkel sind wieder da.“<sup>26</sup>

In der Hitlerjugend erlebte er bei sogenannten „Kriegsspielen“, wie ein anderer Junge schwer verletzt wurde. In dieser Erzählung fällt auf, wie sehr Klaus Meyer auch im Interview mit den Worten ringen muss.

„KM: Diese Kriegsspiele, die es dann bei der Hitlerjugend gab, die waren zum Teil denn doch sehr grausam. Also was die – die Jungs die, – die dann also so rabiät gegeneinander. Es werden ja zwei Parteien gebildet. Meistens

waren sie also das eine Fähnlein und die eine Gruppe gegen die andere Gruppe, die denn da gekämpft hatten. Und wie auch bei den Soldaten, die einen rot, die andern blau. Und wenn die sich dann also gefunden hatten und denn Ringkämpfe angingen, dann waren die zum Teil wahnsinnig grausam. Also einem haben sie mal die die Lippen aufge-, also den Mund aufge- – Mundwinkel aufgerissen bis hier hinten hin.

I: Oh ja. Oh Schreck.

KM: Dem haben sie also die – den Finger reingesteckt und dann gezogen so lange, bis es aufgeknallt ist. Wirklich, also das – das war dann doch schon abstoßend.

I: Ja. War das bei den Pimpfen noch, oder?

KM: Das war also bei den 13-, 14jährigen.

I: Ja. Ja. Ah ja. Mh. [P] Was ist dann passiert, als der dann da so verletzt war?

KM: Oh, dann nach dem nächsten Arzt gebracht, und dann musste der zusammengenäht werden. Aber der Betroffene, der das gemacht hat, ist, glaube ich, nicht denn zu der Zeit irgendwie zur Rechenschaft gezogen worden. Das war einfach im Kampfeifer passiert, nech.

I: Ja, ja. War halt einfach so. Mh.

KM: Vielleicht sogar noch eine Auszeichnung gekriegt für ganz mutigen Einsatz. [lacht]<sup>27</sup>

Die erlebte physische Gewalt rief bei ihm nicht die wohl beabsichtigte Wirkung der Abhärtung und der Akzeptanz von Gewalt als legitimem Mittel der Auseinandersetzung hervor, sondern Mitleid mit dem Verletzten und Ablehnung dieser Art von „Spiel“. Wenn seine Strategie des Ausweichens nicht möglich war, versuchte er zu „streiken“, ob immer mit Erfolg sei dahingestellt.

„I: Erinnern sie sich an Situationen, in denen Sie sich als Kind mal überfordert gefühlt haben?

KM: Ich glaube, ich hab denn immer von mir aus gestreikt.

I: Ja. [lacht]

KM: Wenn man fühlt, es geht jetzt über die Kräfte. Nee, es war nicht so, dass ich als Kind nicht – em – bereit war Leistungen zu erbringen. Also es gibt ja viele Kinder, die zum Beispiel nicht spazieren laufen wollen und so was. Das gab es also bei uns in der Familie nicht. Wenn also die Eltern beschlossen hatten, wir machen jetzt den Spaziergang dahin, oder wir wandern jetzt dahin, dann waren wir dabei. Aber ich glaube, wenn es also dann wirklich an die Grenze ging, dann hab ich gestreikt.

I: Ja. [lacht]

KM: [lacht] Ich weiß nicht, wie das ausgegangen ist, wenn ich gesagt habe, jetzt geh ich nicht mehr weiter. [lacht] Oder wie sonst also – wir waren eigentlich gewohnt, dass man – em – alles – em – mitmacht, wenn es irgend geht, nech.

I: Ja.

KM: Irgendwie hab ich dann doch gedacht, dann muss man das wenigstens den andern auch sagen. Jetzt geht es eigentlich nicht mehr, freiwillig.

I: Ja. [P] [P] [P]

KM: Und so war die Haltung vielleicht auch nachher beim Militär. Dass also mancher von den Vorgesetzten sagte: jetzt will er nicht mehr.

I: Will er nicht mehr. [lacht]

KM: [lacht]<sup>28</sup>

Zumindest seinen Vorgesetzten in der Wehrmacht dürfte das Wollen oder Nichtwollen des gerade achtzehnjährigen Reserveoffiziersbewerbers Meyer recht gleich gewesen sein. Es ist zu vermuten, dass er hier schnell an die Grenzen des für die Institution Militär und ihre Repräsentanten Tolerablen stieß. Bei Fragen nach der militärischen Ausbildung und dem Kriegseinsatz stößt er selbst an die Grenzen des für ihn Sagbaren. Seine eigenen Kriegserfahrungen in der „Frontbewährung“, zuletzt im Januar 1945 an der Ostfront, bleiben für ihn unkommunizierbar.<sup>29</sup> Allerdings berichtet er über die Einstellung seines durch einen Lungendurchschuss im Ersten Weltkrieg schwer verletzten Vaters.

„I: Sie hatten von der Kriegsverletzung Ihres Vaters ja schon berichtet. Wie hat er denn so nachträglich dann den Ersten Weltkrieg gesehen? Oder sein Soldatsein?

KM: – em – [P] Das war etwas, was ihn, glaub ich, sehr, sehr bewegt und – em – beeindruckt hat. – em – Zwei Beispiele dafür: Einmal waren wir im Schullandheim. Und da war einer von den beiden aufsehenden Lehrern mein Vater. Und weil das Wetter sehr schlecht war, las er uns an einem Nachmittag Geschichten vor [P] aus Büchern, die von dem Ersten Weltkrieg handelten. Und ich weiß nicht, von wem die geschrieben waren, waren also sehr gut geschrieben. Und zwar [P] kann ich also die-die Geschichten hab ich also noch ziemlich in Erinnerung. [...]

KM: Die zweite Geschichte war irgendwie von einem Kriegsschiff, was getroffen und untergegangen war. Und dann kamen die – die Gegner mit irgendwelchen Rettungsschiffen in die Nähe. Und es drängelten sich nun die – die Schwimmer da im Wasser alle um diese Boote, die zu ihrer Rettung gekommen waren. Und – em – es war offenbar der Erste Offizier, der ein bisschen weiter weg war, und der merkte, dass also ein furchtbares Gedrängel

war. Und dann rief er: – em – Ich weiß nicht, wie er das nun formuliert hat. Es soll, dem Sinne nach: Es soll nicht so gedrängelt werden. Und denn guckt sich einer um. Oh, das ist der Erste Offizier, und denn gibt er den Befehl weiter: Befehl vom Ersten Offizier: Es soll nicht so gedrängelt werden. Und die haben also das noch befolgt. Und das hat also mein Vater mit ganz bewegter Stimme vorgetragen. Das ging ihm also doch selbst sehr nahe.“<sup>30</sup>

Über die eigenen Kriegserfahrungen scheint auch sein Vater nicht gesprochen zu haben, aber diese von Klaus Meyer noch nach über sechzig Jahren erinnerte Lektüre für Regentage zeigt doch, wie sehr sein Vater Opferbereitschaft und Disziplin bis zum Ende verinnerlicht hatte und sie an seine Schüler weitergeben wollte. Es ist auffällig, dass die einzige Erzählung Klaus Meyers, in der sein als unnahbar beschriebener Vater als echter Spielkamerad der Kinder auftaucht, eine über die Reparatur von Zinnsoldaten ist, mit denen er und sein Bruder Krieg spielten.

Aber nicht nur einzelne Lehrerpersönlichkeiten wie sein Vater, Oberstudienrat Dr. Meyer, prägten den Geist der Anstalt, auf der Klaus Schüler war, auch das offizielle „Heldengedenken“ der Schule propagierte Opfermut und Heldentum.<sup>31</sup> Auf meine Frage, ob er sich an das große Wandgemälde<sup>32</sup> in der Aula des Gymnasiums erinnere, antwortete er:

„KM: Das ist von dem Sohn eines früheren Lehrers gemalt worden. Wie heißt der Name? Will – Will – Will – Willrich, ne? Willrich, ja.

I: Ich wüsste das jetzt nicht.

KM: Ja. [P] Das wurde mit einem Vorhang verhängt bei – zum Beispiel das war ja die [hustet] die Aula [hustet] [hustet] Und die Aula, in der Aula hatten wir unsern Musikunterricht. Dann war das Willrich, ja. Mit dem Vorhang verhängt. Und das wurde aufgezogen dann, wenn also zum Beispiel die Ansprachen da gehört werden mussten. Es war eben ein Bild, was also an den Krieg erinnerte. Die Soldaten, die jungen Soldaten, die denn ins Feld ziehen und [P] zurückblickend von hier [hustet] sich verabschieden. Auf der einen Seite war der Tod abgebildet. Und – und der dann also die – die Soldaten an der Hand nahm. Es war also ein ziemlich grausames Bild. Ja. Aber wohl der Realität entsprechend. Denn grade im Ersten Weltkrieg waren ja die Vernichtungsschlachten eigentlich noch viel schlimmer und – und es waren viel mehr Tote da, so mit Langemark und diesen Dingen; ich weiß nicht, ob Sie davon gehört haben.

I: Ja. Langemark, ja.

16 | KM: Die Kriegsfreiwilligen dann [hustet] Wie das Trommelfeuer kam und die zu Hunderten und Tausenden gefallen sind. Also das war wahrscheinlich doch dem ganz realistisch nachempfunden und eigentlich ein bisschen

grausame Darstellung. Und die ist ja jetzt weg. [...]

I: Aber wie empfanden Sie das als Kind, dieses Bild? Was hat das für einen Eindruck gemacht? [P] Also jetzt sagten Sie: grausam.

KM: Ja, es war sehr realistisch. Und man sollte vielleicht sagen: Als Kind hat man zum Tod ja eigentlich nicht so die Beziehung. Nicht, also es ist etwas, was was einen hoffentlich noch lange nicht erreicht. Ich meine, das Komische ist ja auch, wenn man in dem Alter, mit 18 Jahren Soldat wird, dass man ans Sterben überhaupt nicht denkt. Selbst wenn es in den Krieg geht. Sonst hätten wir uns ja nicht freiwillig gemeldet, bloß um dies Abitur umgehen zu können. Und ich muss auch sagen, in meiner Soldatenzeit hab ich eigentlich nie irgendwie mit Bewusstsein dran gedacht, ja, es – es könnte ja auch tödlich enden für dich. Das ist also komisch. In dem Alter hat man da eine ganz andere Beziehung. Und wahrscheinlich als Kind erst recht. Und es kam der – der Tod also so als – als Knochengestell, -gerüst dargestellt, einem natürlich sehr unheimlich vor. Wie gesagt, bei uns im Biologieunterricht gab es kein – kein Knochengestell. Nee. Das war also alles ein bisschen tabu.

I: Mh. Ja. [P] [P] Wie haben Ihre Eltern eigentlich reagiert, als Sie sich freiwillig gemeldet haben?

KM: Nicht irgendwie besonders aufgeregt. Denn ich erzählte, wir alle haben also beschlossen, das zu machen. Und – em – [hustet] meine El – mein Vater war wahrscheinlich auch so realistisch, er sagt, na gut, also wenn ihr euch nicht freiwillig meldet, ist ja nur eine Frage kurzer Zeit. Als Differenz, dass ihr sowieso zum Militär müsst.

I: Ach so. Ja. [P] [P]

KM: Meine Mutter hat es natürlich schon – schon bedrückt – em – em – vielleicht nicht am Anfang, als ich da das erste Mal zu den Soldaten musste. Sondern man also denn noch mal kurz zu Hause vorbeigefahren bin, um dann an die Front zu fahren. Das war dann schon bedrückender. Für die Mütter.<sup>33</sup>

Ob ihn selbst der nahende Fronteinsatz bedrückte oder ängstigte, erzählt er nicht, seine Mutter – in der Abstraktion „die Mütter“ – sind für die emotionale Seite zuständig, die Väter „realistisch“. Hinter diesen Betrachtungsweisen lässt er sein eigenes Empfinden verschwinden, auch hier will die Erinnerung und damit die Erfahrung nicht ‚gelingen‘. Der Gewalt in der HJ hatte er sich partiell entziehen können, nun wurde von ihm eine ganz andere Gewalthaftigkeit gefordert, erleidend wie auch ausübend.

Um den Brüchen in Klaus Meyers Entwurf von Männlichkeit nachzuspüren, ist es wichtig, im Folgenden etwas mehr über seine Vorstellungen von Geschlechterrollen zu erfahren. Als kleineres Kind hatte er mit seinem

Bruder und Kindern aus der Nachbarschaft, Mädchen wie Jungen, vor allem auf Konsens ausgerichtete Spiele gespielt. Besonders das Spiel mit einem Kaufmannsladen war für ihn wichtig. Zwar gab es auch, wie sich bei Durchsicht seiner Kinderfotos herausstellte, eine „Räuberbande“, die mit Knallpistolen „bewaffnet“ umherzog, jedoch kam es hier anscheinend nicht zu realen physischen Auseinandersetzungen. In dieser Bande nahmen Mädchen, soweit dies an Hand der vorhandenen Fotos festzustellen ist, gleichberechtigte Positionen ein. Ein Mädchen mit Räuberhut und Knallpistole führt sogar eine Gruppe von Jungen an. Im Interview dagegen erzählte Klaus Meyer, er habe kaum mit Mädchen gespielt, außer in der Zeit, wo sie „Kaufmannsladen“ spielten.

„I: Trafen sich Mädchen und Jungen an verschiedenen Orten oder in verschiedenen Gruppen?

KM: Also die Mädchen, die mit uns spielten, waren eigentlich beschränkt auf die Zeit, wo wir diesen Kaufmannsladen hatten – em – später war das einfach getrennt nach Geschlechtern. Nech, man fand die Mädchen blöd, nech wahr. [lacht]

I: Ja. [lacht]

KM: [lacht]

I: Und warum?

KM: Ja, warum. Weiß nicht, weil die anders waren. Ich meine, es bedurfte eben so was wie einer Tanzstunde, bis man da irgendwie etwas Gefallen aneinander fand. [P]<sup>34</sup>

Für Klaus Meyer waren nur die Sequenzen spontan erinnerbar und erzählbar, die seinen heutigen Vorstellungen der damaligen Geschlechterrollen entsprachen, möglicherweise aber auch seinen damaligen Wahrnehmungen von Mädchen.<sup>35</sup> Wenn wir davon ausgehen, dass Erinnerung stetig neu überformt und aufgeschichtet wird, so sehen wir hier ein gegenwärtig verfertigtes Bild, das sich nicht mit der Praxis in der Kindheit decken muss. Ohne die Methode der Fotointerpretation wären wir nicht auf diese Über- und Umformung aufmerksam geworden, es kam zu einem „Verschwinden der Mädchen im Erzählen“.

Ein Mädchen habe er, so antwortete er mir auf meine Frage, nie sein wollen, die hätten dann ja früh im Haushalt helfen müssen. Das musste er, wenn vielleicht auch nicht im gleichen Maße, zu Hause aber auch. Es ist zu vermuten, dass noch mehr Vorbehalte gegen das „Mädchen-sein“ hinter diesem Argument stehen.

Die Durchsicht der Fotoalben bot noch weitere interessante Hinweise auf seine Wahrnehmung der Geschlechterrollen. Auf einem Foto ist als

Weihnachtsgeschenk für den Jungen ein Webrahmen zu erkennen, eigentlich, so sagte er selbst, eher ein Geschenk für ein Mädchen. Ich fragte später im Interview noch einmal nach, so kamen wir darauf, dass er nicht nur weben, sondern auch sticken konnte.

„I: Und das Stickten, wo hatten Sie das gelernt?

KM: Tjo, eigentlich nur abgeguckt bei meiner Mutter. Ich war denn immer so ein bisschen zurückhaltend, wenn wir gemeinsam einkaufen gingen, meine Mutter und ich, um irgendwas zu kaufen, was ich denn besticken sollte. Ich hab mal so – so Quadrate bestickt, die wurden dann zu sechs Stück zu einer Decke zusammengehängt. Das hatte meine Mutter genäht. Aber dann fragte sie mich: Gefällt dir denn das? [Flüstert:] Pscht, darfst doch nicht sagen, dass ich das stickte. [lacht]

I: Ach so, das sollte [P] sollte so ein bisschen...

KM: Ja. Also ich, ich wusste das schon, das ist eigentlich eine Beschäftigung, die ein Junge nicht macht. Trotzdem hat es mir also Spaß gemacht. Ich hab denn also auch – em – technische Motive sozusagen nachgestickt. Einen ganzen langen Zug. Ich weiß nicht, kennen Sie diesen Stoff, auf dem man stickt? Oder auch Kelimarbeiten macht? So Stramin, das ist so mit Karos vorgestickt.

I: Ja, ja. Wir haben das, glaube ich, in der Grundschule mal gemacht.

KM: Das kann man mit Kreuzstichen alles machen, aber das sieht alles ein bisschen eckig aus. Und da hab ich also versucht, so einen ganzen Zug mit einer Lokomotive, mit Rauch und zwei Packwagen und Schlafwagen und Personenwagen hinterher zu machen. Das hat mir also sehr Spaß gemacht.

I: Wie alt waren Sie da so, als Sie das gelernt haben?

KM: Da war ich wahrscheinlich so um die zehn. Sagen wir, acht bis zwölf in dem Alter, schätze ich. Dieser Zug kriegte –, den Zug kriegte ich denn nachher über meine oder an die Seite von meinem Bett gehängt von meiner-von meinen Eltern. Nech, die sagten, jetzt hast du das so schön gestickt, jetzt – die Mutter machte das auf einen weißen – auf ein weißes Tuch. Das wurde denn an der Wand befestigt. Und das Argument war natürlich: Damit du die Wand nicht dreckig machst.“<sup>36</sup>

Diese Handarbeiten, die ihm offensichtlich großen Spaß gemacht haben, erwähnte Klaus Meyer bei meinen Fragen zu Spielen und Spielzeug überhaupt nicht, er erinnerte nur „jungentypisches“ Spielzeug wie eine Eisenbahn und einen Baukasten. Beachtenswerterweise arbeitete er beim Stickten zwar feinmotorisch, produzierte aber ein großtechnisches Objekt, einen Zug. Im Interview lassen sich keine Hinweise finden, dass seine Eltern Anhänger der Reformpädagogik gewesen sein könnten, dennoch akzeptier-

ten und förderten sie seine Begabung für Handarbeiten. Seine Stickerarbeiten wurden von seiner Mutter – im Interview setzt er erst an „von meiner [Mutter]“ zu sagen, endet dann aber: „Eltern“ – gewürdigt und in sein Kinderzimmer integriert. Sein Vater, der von ihm als deutschnationaler, kaisertreuer ‚Lateinpauker‘ dargestellt wird, ließ ihn anscheinend gewähren, intervenierte nicht gegen diese ‚unmännliche‘ Beschäftigung. Dennoch konnte Klaus Meyer dieses als nicht mit Geschlechterrollen konform angenommene Verhalten spontan nicht erinnern. Es muss seinem heutigen Selbstbild von sich als Junge in der Zeit des Nationalsozialismus nicht entsprochen haben. Hier könnte die lange Nachwirkung unterschwelliger nationalsozialistischer Männlichkeitsvorstellungen vermutet werden, die ihn die für einen Jungen unpassende Beschäftigung nicht erinnern lässt. Die Ablehnung der Gewalt, die ihm in der Hitlerjugend begegnete, mag einer bildungsbürgerlichen Erziehung geschuldet sein, die mehr Wert auf eine Überlegenheit des Geistes als auf körperliche Durchsetzungsfähigkeit legte. Seine Freude am Sticken ist aber im Kanon konventioneller bildungsbürgerlicher Erziehung nicht unterzubringen gewesen. Mit dieser Vorliebe entsprach er weder den bürgerlichen noch den nationalsozialistischen Vorstellungen von Männlichkeit. Dies mag mit ein Grund für eine frühe und starke Überlagerung dieser Erinnerung sein.

Der Gewalt stets von Neuem auszuweichen war schließlich für Klaus Meyer nicht mehr möglich. Sein weiterer Lebensweg führte ihn im Erwachsenenwerden durch eben jene Institutionen und Orte, die für die Erfahrungen der bürgerlichen Männer seiner Generation prägend waren: über das Gymnasium in das Arbeitsdienstlager, dann in die Kaserne, auf die Offizierschule, von dort an die Front und schließlich in ein Kriegsgefangenenlager. Männlichkeit und Gewalterfahrung wurden so für ihn untrennbar verknüpft.

Meine Interpretationsversuche verweisen auf der methodischen Ebene auf ein Grundproblem jeder Forschungsarbeit mit Interviews, eine andere Erinnerungsschicht als die jüngste erzählt zu bekommen, beziehungsweise auf die Schwierigkeit, verschiedene Schichten und Brüche herauszuarbeiten. Dennoch ist Oral History – und ich hoffe dies mit dem Interview von Klaus Meyer gezeigt zu haben – für eine „Innensicht“ von Kindheiten im Nationalsozialismus unerlässlich.

Inhaltlich führt sie zu der Frage, ob unser Wissen über die Geschlechterrollen von Jungen im Nationalsozialismus nicht immer noch zu stark von verlautbarten Normen und offiziellen Männerbildern der Zeit beeinflusst wird. Hier kann eine Erfahrungsgeschichte, die nach den konkreten Spielräumen und Aneignungsmöglichkeiten fragt, und nicht die Rituale institutionalisierter Männlichkeit im Nationalsozialismus als einzige Lebens-

realität aller Jungen und Männer annimmt, neue Fragen stellen. Die Geschlechtergeschichte steht hier, wie auch die Kindheitsforschung, erst am Anfang.

## Anmerkungen

1. Der vorliegende Beitrag basiert auf Überlegungen, die ich im Rahmen der International Summer School "Historical Anthropology – History of Household, Family and Kinship" des Max-Planck-Instituts für Geschichte an der European University in St. Petersburg, Russland im August 2002 sowie am Green College der University of British Columbia, Vancouver, BC, Kanada im September 2002 vorstellen durfte. Ich danke allen Kolleginnen und Kollegen für ihre anregenden Diskussionsbeiträge, besonders David W. Sabean, Los Angeles und Jürgen Schlumbohm, Göttingen sowie Christopher R. Friedrichs und Peter Seixas, Vancouver.
2. Rosenbaum ist zuzustimmen, wenn sie feststellt: „Noch weniger als die zwanziger Jahre ist die Zeit des Nationalsozialismus bislang von der Kindheitsforschung bearbeitet worden.“ Heidi Rosenbaum, Perspektiven einer volkskundlichen Familien- und Kindheitsforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 93 (1997), S. 42-56, hier S. 53. Speziell zu Kindheiten im Krieg und in der frühen Nachkriegszeit vgl. jetzt aber Mathilde Jamin, Frank Kerner, Maikäfer flieg... Kindheitserfahrungen 1940–1960. Bottrop/Essen 2001. Der Band ist zugleich Katalog der gleichnamigen Ausstellung, die das Ruhrlandmuseum in Essen im Herbst/Winter 2001/2002 zeigte.
3. Zitate aus einem Interview von Christel Patzak mit Gerhard Hoch vom 18.9.2001, vgl. den Beitrag: Gerhard Hoch, Jg. 1923: „Ich stand absolut dahinter“ im Katalog „Das war eine wunderschöne Zeit“. Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus. Hg. vom Industriemuseum Elmshorn, der Geschichtswerkstatt Herrenwyk, Lübeck, und dem Jüdischen Museum Rendsburg. Lübeck 2002 (= Kataloge der Museen in Schleswig-Holstein, 64).
4. Vgl. Gabriele Rosenthal (Hg.), Die Hitlerjugend-Generation. Biographische Thematisierung als Vergangenheitsbewältigung. Essen 1986. Vgl. ebenso Heinz Bude, Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfergeneration. Frankfurt am Main 1987.
5. Lüdtkke plädiert dafür, die Individuen, die Historikerinnen und Historiker bemüht sind zu rekonstruieren, mit dem vorsichtigen Begriff „Akteur“ zu benennen. Alf Lüdtkke, Alltagsgeschichte: Aneignung und Akteure. Oder – es hat noch kaum begonnen! In: Werkstatt Geschichte 17, 1997, S. 83-92, hier S. 86.
6. Vgl. Arno Klönne, Hitlerjugend. Die Jugend und ihre Organisation im Dritten Reich, Hannover/Frankfurt am Main 1955; Arno Klönne, Jugend im Dritten Reich. Die Hitlerjugend und ihre Gegner. München 1990.
7. Zur Oral History als Erfahrungsgeschichte vgl. auch Lutz Niethammer, Postskript. Über Forschungstrends unter Verwendung diachroner Interviews in der Bundesrepublik. In: Ders. (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der Oral History. Frankfurt am Main 1985, S. 471-477, hier S. 474. Des Weiteren vgl. Lutz Niethammer, Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History. In: Ders., Alexander v. Plato (Hg.), „Wir kriegen jetzt andere Zeiten.“ Auf der Suche nach den Erfahrungen des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Berlin/Bonn 1985, S. 392-445, hier S. 427ff. Die wohl derzeit umfassendste Auseinandersetzung mit der Oral History bietet Ulrike Jureit in ihrer beachtenswerten Arbeit. Vgl. Ulrike Jureit, Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager. Hamburg 1999.
8. Das hier verwendete Interview entstand im Rahmen meiner Tätigkeit im von der Volks-

wagen-Stiftung geförderten Forschungsprojekt „Kinderalltag im Nationalsozialismus“ an der Universität Göttingen. Für nähere Informationen zum Forschungsprojekt vgl. Heidi Rosenbaum, Oliver Doetzer, Sigrid Anna Friedreich, Zum Stellenwert biographischer Forschung in der Sozialgeschichte von Familie und Kindheit – am Beispiel des Projekts „Kinderalltag im Nationalsozialismus“. In: Carola Lipp, Uwe Meiners, Waldemar Röhrbein, Ira Spieker (Hg.), *Volkskunde in Niedersachsen. Regionale Forschung aus kulturhistorischer Perspektive*. Cloppenburg 2002, S. 127-140.

9. Aus Gründen, die in der Anlage des Gesamtprojekts liegen, wurden die Kindheits-erfahrungen jüdischer Kinder nicht erforscht. Ich sehe dies als Desiderat an, vermag aber diese Arbeit im Rahmen einer Qualifikationsarbeit selbst auch nicht zu leisten. Zu den Ausgrenzungserfahrungen gerade von Kindern und Jugendlichen vgl. exemplarisch meine eigene Forschung. Oliver Doetzer, „Aus Menschen werden Briefe“. Die Korrespondenz einer jüdischen Familie zwischen Verfolgung und Emigration 1933–1947. Köln/Weimar/Wien 2002, besonders S. 51, 66ff., 171ff.

10. Die so gewonnenen Erkenntnisse müssen selbstverständlich stets mit den Auswertungsergebnissen der Interviews aus Hannoversch Münden und den beiden Dörfern rückgekoppelt werden. Zur Differenzierung in Wirtschafts- und Bildungsbürgertum vgl. Jürgen Kocka, Bürgertum und Bürgerlichkeit als Probleme der deutschen Geschichte vom frühen 18. zum frühen 20. Jahrhundert. In: Ders. (Hg.), *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*. Göttingen 1987, S. 21-63. Habermas kritisiert zu Recht, dass in den vorherrschenden Definitionen von „Bürgerlichkeit“ nur all zu leicht die geschlechtergeschichtliche Dimension vernachlässigt wurde und Normen und Gebote für Praxen gehalten wurden, vgl. Rebekka Habermas, *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750–1850)*. Göttingen 2000, S. 10f. Zu einer spezifisch bürgerlichen Kultur als symbolischer Praxis vgl. Wolfgang Kaschuba, *Deutsche Bürgerlichkeit nach 1800. Kultur als symbolische Praxis*. In: Jürgen Kocka (Hg.), *Bürgertum im 19. Jahrhundert*, Bd. 2. Neuaufl. Göttingen 1995, S. 92-127.

11. Zur Mikro-Historie vgl. Hans Medick, *Mikro-Historie*. In: Winfried Schulze (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikrogeschichte. Eine Diskussion*. Göttingen 1994, S. 40-53. Vgl. ebenso den neugefassten „Klassiker“ Hans Medicks, „Missionare im Ruderboot?“ *Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte*. In: Alf Lüdtke (Hg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*. Frankfurt am Main 1989, S. 48-84. Zur neueren Auseinandersetzung mit der historischen Sozial- bzw. nun Kulturwissenschaft vgl. Hans Medicks *Erfurter Antrittsvorlesung, gedruckt als Quo vadis Historische Anthropologie? Geschichtsforschung zwischen Historischer Kulturwissenschaft und Mikro-Historie*. In: *Historische Anthropologie* 9 (2001), S. 78-92. Zur Methode der „Dichten Beschreibung“ vgl. Clifford Geertz, *Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur*. In: Ders., *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt am Main 4. Aufl. 1995, S. 7-43. Zur Darstellungsweise vgl. auch Lawrence Stone, *The Revival of Narrative. Reflections on a New Old History*. In: *Past and Present* 85 (1979), S. 3-24, besonders S. 3f.

12. Meine Kollegin Sigrid Anna Friedreich führte parallel Interviews mit Frauen aus den genannten Orten, die wir gemeinsam mit der Projektleiterin Heidi Rosenbaum detailliert diskutierten, so dass in meine Auswertungen und Interpretationen immer auch die Kindheits-erfahrungen der interviewten Frauen mit einfließen.

13. Zur Geschlechtergeschichte vgl. grundlegend Gisela Bock, *Geschichte – Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte*. In: *Geschichte und Gesellschaft* 14 (1988), S. 364-391. Ebenso Rebekka Habermas, *Geschlechtergeschichte und „anthropology of gender“*. *Geschichte einer Begegnung*. In: *Historische Anthropologie* 1 (1993), S. 486-491. Vgl. auch die Sammelbände zur Geschlechtergeschichte: Christiane Eifert, Angelika Eppler,

Martina Kessel (u. a. Hg.), Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel. Frankfurt am Main 1996. Ebenso Thomas Kühne (Hg.), Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne. Frankfurt am Main/New York 1996. Speziell zum Forschungsstand der Männergeschichte vgl. Jürgen Martschukat, Olaf Stieglitz, Mannhaftigkeit: Perspektiven einer historischen Männerforschung. In: Werkstatt Geschichte 29 (2001), S. 4-7.

14. Lüdtkke definiert Alltagsgeschichte wie folgt: „Alltagsgeschichte lässt sich in einer Kurzformel als Rekonstruktion von Aneignungsformen und Aneignungspraxen begreifen.“ Lüdtkke, 1997, S. 87.

15. Zum Konzept des Eigen-Sinns vgl. Alf Lüdtkke, Arbeit, Arbeitserfahrungen und Arbeiterpolitik. Zum Perspektivenwechsel in der historischen Forschung. In: Ders., Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus. Hamburg 1993, S. 351-440, hier S. 377. Lüdtkke betont, dass eigensinniges Aneignen eben nicht Widerstand, sondern oft Hinnahme von Herrschaft bedeutete. Vgl. Alf Lüdtkke, Wo blieb die „rote Glut“? Arbeitererfahrungen und deutscher Faschismus. In: Ders., Eigen-Sinn (wie oben), S. 221-282, hier S. 266.

16. Zum Begriff „Physische Gewalt“ vgl. Lindenberger und Lüdtkke. Die Autoren stellen die „Kleine Gewalt“ des seine Opfer ohrfeigenden NS-Täters (und der Täterinnen) in den Kontext der „großen Gewalt“ der Konzentrationslager, auf die in der Geste der Gewaltanwendung gleichsam verwiesen wird. So könnte auch die „Kleine Gewalt“ in der HJ auf eine andere, größere des Krieges verweisen, wohlgemerkt mit dem entscheidenden Unterschied, dass ein Opfer von Gewalt in der HJ sehr wohl Täter in der Wehrmacht sein konnte. Vgl. Thomas Lindenberger, Alf Lüdtkke, Einleitung. Physische Gewalt – eine Kontinuität der Moderne. In: Dies. (Hg.): Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit. Frankfurt am Main 1995, S. 7-38, hier S. 23, S. 26f.

17. Zur Göttinger HJ im Spiegel der lokalen Presse vgl. Renate Popplow, Die Hitler-Jugend im Spiegel Göttinger Zeitungen während der Jahre 1933 – 39. Schriftliche Hausarbeit für das Lehramt an Volksschulen, Ms. Göttingen o. J. [1972]. Leider geht Popplow wenig auf die lokale Situation ein, sondern nutzt die Zitate aus der Göttinger Presse überwiegend als Belegstellen für Erlasse und Reden des „Reichsjugendführers“ Baldur von Schirach. Zur Materialienlage resümiert sie: „Da uns, soweit es den Göttinger Raum betrifft, der offizielle Schriftverkehr der HJ-Dienststellen nicht erhalten ist, ist die Presse jener Zeit heute die einzige Quelle, die über den Alltag der Jungen und Mädchen in der Göttinger Hitler-Jugend Auskunft gibt. Hier muß erwähnt werden, dass auch bis heute eine umfassende, den HJ-Alltag schildernde Darstellung fehlt.“ Popplow [1972], S. 109. An dem letzteren Befund hat sich in den dreißig Jahren, die seitdem vergangen sind, zumindest in Bezug auf den Göttinger Raum nicht viel verändert. Eine andere Quelle bzw. andere Materialien für den Alltag der Mädchen und Jungen gibt es jetzt aber sehr wohl, eben unsere Interviews.

18. Vgl. Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.): Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskriegs 1941–1944. Hamburg 2002. Vgl. ebenso Ernst Klee, Willi Dreßen, Volker Rieß, Schöne Zeiten. Judenmord aus der Sicht der Täter und Gaffer. Frankfurt am Main 1988.

19. Nicht erst seit Welzers Studien zur Tradierung im Familienzusammenhang steht es außer Frage, dass gerade Interviewaussagen zum Nationalsozialismus mit der gebührenden Umsicht zu interpretieren sind. Vgl. Harald Welzer, Sabine Moller, Karoline Tschuggnall, „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt am Main 2. Aufl. 2002. Dass Jugendliche in der HJ nicht nur Opfer, sondern sehr wohl auch Täter sein konnten, zeigt Nolzen am Beispiel des Streifenjüngstes der HJ, der zur Kontrolle und Disziplinierung der Jugendlichen diente und auch Rekrutierungsfeld der SS war. Vgl. Armin Nolzen, Der Streifenjüngst der Hitlerjugend und die „Über-

wachung der Jugend“, 1934–1945. In: Durchschnittstäter. Handeln und Motivation. Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus 16 (2000), S. 13–51.

20. Der Name ist ein Pseudonym. In Interviewzitate wird er mit KM abgekürzt, der Interviewer mit I. Ich habe das Interview an zwei aufeinander folgenden Tagen im Sommer 2000 im Haus von Herrn Meyer geführt, dem ich hier noch einmal danken möchte. Es umfasst acht Bänder und liegt komplett transkribiert und in eine Datenbank eingele- sen vor. Es wird bei direkten Zitaten nach Zeilennummern in dem Format zitiert, in dem es in die Datenbank eingele- sen ist. Die hier im Schriftbild vorliegende Zeilenlänge weicht aus Gründen der Lesbarkeit und Platzersparnis von diesem Format ab. Für die Veröf- fentlichung wurde der transkribierte Text im Interesse besserer Lesbarkeit behutsam überarbeitet. Pausen sind mit einem [P] je drei Sekunden Länge bezeichnet.

21. Die Rolle der Göttinger Universität im Nationalsozialismus kann als gut erforscht gel- ten, vgl. die einzelnen Aufsätze des Sammelbands Heinrich Becker, Hans-Joachim Dahms, Cornelia Wegeler (Hg.), Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozia- lismus. München 2. erweiterte Auflage 1998. Vgl. ebenso Aniko Szabo, Vertreibung, Rückkehr, Wiedergutmachung. Göttinger Hochschullehrer im Schatten des Nationalso- zialismus. Göttingen 2000.

22. Zu Göttingen im Nationalsozialismus vgl. Cordula Tollmien, Nationalsozialismus in Göttingen (1933–1945), Diss. Göttingen 1999. Die Dissertation ist die erweiterte Fassung von Tollmiens Beitrag im dritten Band der Göttinger Stadtgeschichte. Vgl. Cordula Toll- mien, Nationalsozialismus in Göttingen (1933–1945). In: Rudolf von Thadden, Günter J. Trittel (Hg.), Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt. Von der preußischen Mittel- stadt zur südniedersächsischen Großstadt 1866–1989. Göttingen 1999, S. 127–273.

23. Zum Schulwesen vgl. Berthold Michael, Die Geschichte des Göttinger Schulwesens 1866–1989, in: ebenda, S. 457–533. Vgl. Ulrich Poppow, Schulalltag im Dritten Reich. Fallstudie über ein Göttinger Gymnasium. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 18 (1980), S. 33–43.

24. Der Bestand Hann. 310 I O Nr. 28–33 [NSDAP-Mitgliederkartei Ortsgruppe Götting- en] im Niedersächsischen Hauptstaatsarchiv Hannover ist unvollständig, für den ent- sprechenden Buchstaben sind die Karteikarten allerdings zum Teil erhalten, darin findet sich weder der Klarname von Klaus Meyer noch der seines Vater oder seiner Mutter. Die Aussage ist vorerst ebensowenig verifizierbar wie widerlegbar.

25. Interview Klaus Meyer, Z. 7845–7871.

26. Interview Klaus Meyer, Z. 63–77.

27. Interview Klaus Meyer, Z. 4331–4363.

28. Interview Klaus Meyer, Z. 8995–9023.

29. Latzel zeigt, wie aus Erlebnissen vor dem Wissenshintergrund der Akteure Erfahrun- gen werden. Er beschreibt Kriegserfahrungen als Erfahrung, die oftmals „nicht gelingen“ will, da die Dimension von Tod und Gewalt die Kapazität des gesellschaftlichen und indi- viduellen Erfahrungshaushalts immer wieder überstrapazierte. Vgl. Klaus Latzel, Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen. In: Militärgeschichtliche Mitteilungen 56 (1997), S. 1–30, hier besonders S. 14. Vgl. ebenso Klaus Latzel, Deutsche Soldaten – Nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945. Paderborn/München/Wien/Zürich 1998.

30. Interview Klaus Meyer, Z. 8238–8294.

31. Zum Heldengedenken in der Provinz vgl. Gunda Gaus, Maik Hattenhorst, Marcel Plöger, „Der Wille ist, daß Deutschland lebe.“ „Heldengedenktage“, NSDAP und Militär in Detmold 1933–1945. In: Werner Freitag (Hg.), Das Dritte Reich im Fest. Führermy- thos, Feierlaune und Verweigerung in Westfalen 1933–1945. Bielefeld 1997, S. 251–258.

32. Das Willrich-Tryptichon zeigt im Hauptbild einen „Knochenmann“ in Uniform, den

Tod, der eine Gruppe von drei jungen Soldaten über ein Schlachtfeld führt, wohl zum Angriff. Die jungen Männer halten sich an den Händen bzw. legen sich den Arm auf die Schulter, der letzte Soldat blickt zurück, folgt aber. Auf den Flügeln sind Trauernde verschiedener Altersstufen, der alte Mann, die Mutter mit Kindern, die Braut abgebildet. Sie tragen ebenso wie die Soldaten die Züge von Personen, die in einer Beziehung zum Gymnasium standen und selbst Kriegsoffer zu betrauern hatten. Zur Debatte, die schließlich dazu führte, dass das Bild nicht wieder in der Aula aufgehängt wurde vgl. Dorothea Trittel, *Abgehängtes Gedenken. Das Aulabild im Max-Planck-Gymnasium*. In: Carola Gottschalk (Hg.), *Verewigt und Vergessen. Kulturdenkmäler, Mahnmale und Gedenksteine in Göttingen*. Göttingen 1992, S. 68-75. Dort auch die Abbildungen des Tryptichons.

33. Interview Klaus Meyer, Z. 6059-6147.

34. Interview Klaus Meyer, Z. 6820-6834.

35. Zu den Schwierigkeiten, die die biografische Sinnkonstruktionen in Erinnerungen und die „Erfahrungsaufschichtung“ für eine Rekonstruktion des tatsächlich Geschehenen mit sich bringen, vgl. Ulrike Jureit, *Authentische und konstruierte Erinnerung – Methodische Überlegungen zu biographischen Sinnkonstruktionen*. In: *Werkstatt Geschichte* 18 (1997), S. 91-101, hier S. 91. Die Schichtung von Erinnerung wird von Jureit nicht als ein linearer Prozess, sondern als ein von Brüchen und Widersprüchen geprägter verstanden. Anders als Rosenthal ist sie der Meinung, dass sich die erlebte Lebensgeschichte nicht in einem sequenzanalytischen Prozess vom Erzählten trennen lässt. Vgl. Jureit 1997, S. 98, S. 97 in Bezug auf Gabriele Rosenthal, *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt am Main 1995. Es versteht sich von selbst, dass auch Interviews, wie jede Art historischen Materials, keine wo auch immer verortete ‚historische Realität‘ abbilden können, sondern Konstruktionen von Wirklichkeit darstellen.

36. Interview Klaus Meyer, Z. 8862-8899.

## Der Autor

Oliver Doetzer, Jg. 1968, Historiker und Kulturanthropologe. Mitglied der Geschichtswerkstatt Göttingen. Zurzeit arbeitet er an einer Dissertation bei Prof. Dr. Alf Lüdtke an der Arbeitsstelle für Historische Anthropologie des Max-Planck-Instituts für Geschichte an der Universität Erfurt mit dem Titel *Bürgerliche Jungen im Nationalsozialismus. Kindheiten in einer Universitätsstadt in den Dreißiger Jahren*.